



Zwischen Erweiterung und Erneuerung: Das Buddenbrookhaus in Lübeck

Foto Ullstein Bild

Wir sind keinen Schritt weiter

Frankfurt wird ein Romantikmuseum neben sein Goethehaus bauen, Lübeck will das Buddenbrookhaus erweitern: Hier wie da drohen die Denkmäler nur noch Anhängsel der Neubauten zu sein.

Es bleibt dabei: Frankfurts Romantikmuseum ist ein sinnvolles Vorhaben – aber die architektonische Umsetzung könnte grässlich misslingen. Im Juni dieses Jahres nämlich endete der Wettbewerb für ein neues Museum samt Wohntrakt neben dem Goethehaus mit drei zweiten Preisen – und der Forderung an die Gewinner, ihre Entwürfe zu überarbeiten. Staab Architekten aus Berlin und die Büros von Michael Landes sowie Christoph Mäckler taten es. Doch keiner so, dass die Jury einen Sieger hätte nennen können. Stattdessen beschloss man nun, Mäckler und Landes gemeinsam am Großen Hirschgraben bauen zu lassen.

Besondere Aufmerksamkeit erregte der Wettbewerb in Lübeck. Denn dort trägt man sich mit ähnlichen Plänen: Das Buddenbrookhaus mit seinem Thomas und Heinrich Mann-Zentrum braucht mehr Raum. Ein glücklicher Zufall fügte es, dass das Nachbarhaus wegen Leerstand angekauft werden konnte. So präsentierte einen Tag nach dem Frankfurter Entscheid die Leiterin des Buddenbrookhauses, Birte Lipinski, Vorstudien zur Erweiterung ihres Hauses. Drei Varianten stehen an, eine mit kleinen architektonischen Eingriffen, eine mit größeren und eine mit Teilabriss und Neubau.

Zwei Bürgerhäuser – was will man mehr, wenn es darum geht, Besuchern die Lebens- und Schaffenswelt der Manns zu präsentieren? „Hole mich der Teufel, was ist das für eine Reise durch euer Haus, Buddenbrook!“ Mit diesem Ausruf des Weinhändlers Köppen endet bei Thomas Mann zu Anfang des Romans ein Rundgang anlässlich des Festessens der Buddenbrooks zum Kauf ihres Hauses. Wie die Gäste der Familie kennt nun auch der Leser das Anwesen von der „weiten hallenden Diele“ bis hin zu den hinteren Speichern, wo vom „höchsten Boden ein Tau zum Hinaufwinden der Kornsäcke herabhang“. Bild und Atmosphäre des Hauses sind ihm zu Synonymen bürgerlichen Lebens geworden. Sie bleiben es auch nach der Lektüre – lebenslang.

Ebendeshalb strömen noch heute täglich Besucher zu Lübecks Mengstraße 4, durchschreiten das herrliche Rundbogenportal mit dem „Dominus providebit“, und wiederholen vielem treppauf treppab Weinhändler Koepfens „was ist das für eine Reise!“ Letzteres aber soll künftig vermieden werden: Birte Lipinski möchte 2018 ein großzügiges Doppelhaus eröffnen, barrierefrei, mit besucherfreundlichem Parcours und museumstechnisch auf dem neuesten Stand.

Die Wirklichkeit sieht derzeit anders aus: die Geschosshöhen beider Häuser differieren, ihr in den fünfziger Jahren entstandenes Inneres ist labyrinthisch. Also gilt es, aus bürgerlichem Gewinkel ein weiträumiges Museum zu machen – doch ohne Verlust der bürgerlichen Atmosphäre. „Wasch den Pelz mir, doch mache mich nicht nass“: Diesem Dilemma steht auch Frankfurt gegenüber. Denn dort obliegt es Michael Landes, unter dem Namen „Goethehöfe“ 35 neue „hochwertige“ Wohnungen zu schaffen, zusätzlich das vorhandene denkmalgeschützte Frankfurter Volkstheater zu sanieren und beides schonend in einen vorhandenen Innenhof einzupassen. Christoph Mäckler wird das Museum bauen, das als direkter Nachbar auf die Maße und Erscheinung des Goethehauses Rücksicht nehmen, andererseits harmonisch an die Straßenfront der Wohnbauten anschließen und außerdem einen hocheffizienten Museumsbetrieb gewährleisten soll.

Noch immer ist es ein bestechender Gedanke, dass 2017 neben Goethes Eltern-

haus ein Museum, ein Theater und Wohnungen koexistieren werden – besser ist „Bauen im Bestand“ kaum denkbar, vielfältiger könnte städtisches Leben kaum sein. Obendrein besticht Michael Landes im Innenhof mit einer Arkade vor dem Theater, Loggien an den Wohnbauten und dem freien Blick auf die angrenzende, hübsch neobarocke Rückfront des Goethehauses, die 1897 hinter dem Goethehaus entstand; alles in allem eine italienisch anmutende Szenerie, die an die legendären, 1944 zerstörten Innenhöfe des Großen Hirschgrabens anknüpft. Mäcklers Museum wiederum überzeugt nicht nur, wie die Direktorin Anne Bohnenkamp-Renzen lobte, durch „wunderbare Knotenpunkte“ zwischen Alt und Neu, sondern auch, weil er die faszinierenden alten Steinschichten der Braundauer des Goethehauses zum Blickfang eines lichten Foyers macht, durch dessen hintere Glaswände man in den pittoresken neuen Innenhof von Landes schauen wird.

Doch was nutzen alle reizvollen Details und Respektsgesten, wenn die Großform der Neubauten das Goethehaus negiert? Mag Mäckler auch mit einem Schieferdach die einstige Giebelreihe des Hirschgrabens und mit zwei Vorsprüngen seiner Fassade die historischen „Überhänge“ des Goethehauses nachzeichnen, und mag Landes mit Dachschrägen samt den Vor- und Rücksprüngen seiner Straßenfront das Wechselspiel der einstigen Bürgerhausfassaden andeuten – die neuen Trakte wirken als massige Kuben – zu wuchtig, ein Stockwerk zu hoch, die Dächer nur in der Vogelschau wirksam.

„Am Aufriss der Fassade sieht man klar, dass der Bau sich nicht als selbständiges Individuum fühlt, sondern sich in die Straßenseite einengt.“ So schrieb 1932 Adolf Fehner, der damalige Direktor des Frankfurter Historischen Museums, über das Goethehaus. Anlass war eine Erweiterung des Goethehauses. Wegen der Weltwirtschaftskrise hatte man auf einen



Entwurf der Fassade des Romantikmuseums in Frankfurt

Foto Mäckler

Neubau verzichtet und stattdessen zwei direkt anschließende, barocke Nachbarhäuser umgebaut, die Stadtbaurat Theodor Derlam durch ein millimetergenau eingeschnittenes, gläsernes Treppenhaus im Bauhaus-Stil mit dem Goethehaus verband.

Damit blieb das bürgerliche Ambiente bewahrt. Und so sprach denn auch der Dichter Gerhart Hauptmann von den Gängen und Zimmern eines „besetzten Gehäuses“, und Thomas Mann, der die Feste hielt, fühlte sich im erweiterten Museum an die „bürgerliche Welt (seiner) Kindheit“ erinnert. Als dann in den fünfziger Jahren der zertrümmerte Hirschgraben wiederaufgebaut wurde, war die Erinnerung noch so stark, dass das neue Goethehaus und die Nachbarn des rekonstruierten Goethehauses Schieferdächer, Fensterbänder und Gauben erhielten, womit sie sich trotz ihrer Modernität so ins Straßenbild einfügten wie fast zweihundert Jahre zuvor ihre barocken Vorgänger.

Die entscheidende Abkehr vom bürgerlich-häuslichen Grundton des Ensembles kam, als 1997 das Goethehaus saniert wurde: Beim Umbau seines Entrees, des Volgerhofs, fiel mit dessen straßenseitiger Hofmauer die letzte originale Wand des Goethehauses. Fast vierhundert Jahre hatte sie überstanden, nun musste sie einer modisch aufgehübschten Betonwand mit automatisiertem Zugang weichen. Die zweite elementare Änderung war das Verdunkeln der Museumsfenster zum Schutz lichtempfindlicher Exponate. Mit dem absoluten Vorrang musealer Sachzwänge und kurzlebiger Architekturtrends war der Weg vorgezeichnet für das Romantikmuseum, das zum Hirschgraben fast fensterlos zu werden droht, und für die Goethehöfe, deren Straßenfronten so auch in München, Berlin oder Hamburg stehen könnten.

Verblüffend, wie sich die Nachkriegschicksale des Hirschgrabens und der Mengstraße gleichen: Das Buddenbrookhaus war gleichfalls jahrhundertlang Teil einer geschlossenen Giebelzeile. Und wie am Hirschgraben wurden nach dem Krieg auch in der Mengstraße neben der erhaltenen Buddenbrookfassade Neubauten geschaffen, die die einstige Giebelzeile vereinfacht nachzeichnen. Mit einer Ausnahme: Direkt neben dem Buddenbrookhaus wurde 1955 beim Bau eines Bürohauses eine gotische Treppengiebelfassade eingefügt, die man in der nahen Fischstraße, wo sie den Verkehr hinderte, abgebaut hatte. Als dann 1957 hinter der Buddenbrookfassade eine moderne Sparkasse entstand, war man zufrieden, zumindest mit zwei historischen Giebeln einen Rest Authentizität gewahrt zu haben.

Umso niederschmetternder der Eindruck hinter der riesigen Einfahrt, die 1955 in die gotische Front gebrochen worden war. Dort klappt ein abstoßender Parkplatz samt schäbigem Parkdeck. Wo ehemals der Seitenflügel des Buddenbrookhauses stand, breitet sich eine asphaltierte Bürgersteig-Insel mit Müllcontainern aus. Was läge näher, als statt ihrer dort die Erweiterung des Buddenbrookhauses aufzuführen? Zumal damit sogar die einstigen Dimensionen des Hauses wiederhergestellt wären. Das aber liegt nicht im Interesse der Bauherren, wäre damit doch das schnellleiose und unverwundliche Museum unmöglich.

Den Kopf muss sich Birte Lipinski nicht zerbrechen. Denn das hintere Grundstück ist im Besitz der Parkdeck-Betreiber, die nicht weichen wollen – und sollen, weil sie das Recht der Anwohner auf Stellplätze auf ihrer Seite haben. Provinzielle Selbstzwänge? Beileibe nicht. Auch in der Metropole Frankfurt sind Stellplätze ehernes Gesetz. Deshalb ist unter den Goethehöfen eine Tiefgarage

geplant. Was wiederum bedeutet, dass wohl beim Ausheben der Baugrube Reste jener staufischen Stadtmauer zutage treten werden, deren Gräben – daher der Name Hirschgraben – im Jahr 1580 zugeschüttet und überbaut wurden. Wie 2013 beim Aushub für ein City-Hotel wird man auch im Hirschgraben staufische Funde dokumentieren – und beseitigen; Geschichte, getilgt, um andere Geschichte perfekt präsentieren zu können.

Beim Lübecker Buddenbrookhaus droht vergleichbar Groteskes. Dort nämlich neigt man der brachialen dritten Umavariante zu. Sie schlägt vor, die gotische Fassade des Hauses Mengstraße 6 wieder an ihren Ursprungsort in der Fischstraße zu versetzen, wo sie Teil des Gründungsquartals wurde, das 2015 mit Stadthäusern neu bebaut werden soll. Der Gedanke anbietet sich schon deswegen, weil beim ersten Transfer 1955 etwa ein Drittel der Originalsubstanz verloren ging – ein zweites würde nur noch Fragmente zurücklassen. Dass man selbst in einer Stadt mit dem Welterbe-Titel dennoch eine solche Lösung erwägt, ist Folge des in Deutschland grassierenden Rekonstruktionsfiebers: Wo, wie in Berlin oder Potsdam, Dresden oder Braunschweig, verlorene Denkmäler scheinbar problemlos nachgebaut werden, meint man, echte Denkmäler wie Möbelstücke verschieben zu können.

Wie ein Neubau auf dem Grundstück Mengstraße 6 gestaltet würde, ist noch ungeklärt. Doch die Museumserweiterungen, die in jüngster Zeit in Deutschland gebaut wurden, lassen wenig Zweifel: Ob die Erweiterung der Mannheimer Kunsthalle oder die des Frankfurter Jüdischen Museums, ob Karlsruhes Kunsthalle oder das erweiterte Kunstmuseum Münster – Würfel sind derzeit Favorit.

Womit man ein letztes Mal am Frankfurter Hirschgraben wäre: Dort ist Volker Staabs starrer Romantik-Kubus zwar ausgeschieden. Doch Mäcklers Museum und die Wohnbauten von Landes wirken, wie vorhin beschrieben, trotz Lockerungsübungen im Detail gleichfalls kubistisch. Wenn nicht noch Entscheidendes geschieht, (zum Beispiel eine Durchfensterung der Museumsfassade und ein Reduzieren der Volumina), wird das Goethehaus künftig als isolierter Fremdling, als Anhängsel neben den Neubauten stehen. Architektonisch wäre man damit nicht einen Schritt weiter als 1997, dem Jahr, das die letzten originalen Bauteile der Goethezeit beseitigte.

In Lübeck ist man drauf und dran, die selben Fehler zu begehen; das ist der Sieg der Museumstechnologie über das Museum. Und der von Gegenwartsarchitektur über die Denkmäler – scheinbar neutral, bleiben zeitgenössische Kuben unverwundlich und stehen sich so aus der Verantwortung gegenüber dem historischen Bestand. Was das bedeutet, ist gleichfalls in den Buddenbrooks nachzulesen: „Kam aber stand das Haus in der Mengstraße leer, als auch schon eine Schar von Arbeitern am Platz erschien, die das Rückgebäude abzubauen begannen, dass der alte Mörtelstaub die Luft verfinsterte. An seiner Statt stieg ein neues empor, das für Magazine und Läden hohe und weite Räume bot. Konsul Hagenström bezog mit seiner Familie das Vorderhaus, in dem er nach Möglichkeit alles beim Alten beließ, abgesehen von einigen sofortigen, der Neuzeit entsprechenden Änderungen.“ Am Hirschgraben wird im Spätsommer 2015 mit dem Abbruch der Fünfziger-Jahre-Bauten Mörtelstaub aufsteigen. In der Mengstraße berät man – noch. Das Schicksal des Goethehauses und das des Buddenbrookhauses stehen auf Messers Schneide. DIETER BARTETZKO

Sprudelnde Tränen

Verhoben: Shakespeares Königsdramen in Bonn

Der Darsteller von Richard II. trägt den Union Jack als Boxershorts. Das verhindert Schlimmeres, seine völlige Entblößung, und schert sich nicht um historische Korrektheit. Denn Shakespeares Königsdramen beginnen, wie das Leporello des Theaters Bonn zuverlässig mitteilt, in „England, im Jahr 1398“ und handeln von den Rosenkriegen zwischen den Adelshäusern Lancaster und York. Das Vereinigte Königreich entstand, das Referendum der Schotten erinnerte gerade daran, mehr als vierhundert Jahre später. Eine Aufführung des Stücks, die so nebelschaulustig unter falscher Flagge segelt, muss deshalb nicht unbedingt Schiffbruch erleiden, im Fall von Alice Buddebergs Inszenierung in der Halle Beuel, die alle vier Historien der „Lancaster-Tetralogie“ – „Richard II.“, beide Teile von „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“ – zur ersten Hälfte eines auf zwei Theaterabende angelegten Zyklus komprimiert, aber ist sie kennzeichnend: Als eine von vielen Beliebigkeiten und Banalisierungen, Klischees und Kinderlitzchen.

Denn dieser Richard hat, wie Daniel Breitfelder ihn sich aufspielen lässt, nicht nur drei Kreuze um die Lenden gezogen, er erweist sich auch, ob sonst nackt, in orangefarbenen Kniestrümpfen oder ohne Hemd im weißen Anzug, als das Kreuz der gesamten Unternehmung: ein effeminiertes Jüngling mit fliegenden, schulterlangen Haaren, der schreit und schertzt, tobt und trampelt, plärrt und sich plüsert, eine milde Mischung aus jungem Otto Waalkes und blonder Conchita Wurst, ein Matorador der Charge und eine Memme als Scharlatan – albern, selbstgefällig, bar jeder Melancholie und von keiner Regie geführt oder getügelt.

Die anderen Protagonisten der Königsdramen, einem sich mörderisch drehenden Schicksalsrad um Macht und Rache, Krone und Land, Ehre und Verrat, werden an den Rand gedrängt. Dafür darf jeder Schauspieler, nur sieben sind es insgesamt, mehrere Rollen übernehmen: Sören Wunderlich gibt den Bolingbroke als schlaksigen Manager im blauen Anzug, Hajo Tuschy den Prinzen Heinrich als sich läuternden Zech-



Schwellkopf für Höflinge Foto Thilo Beu

kumpanen und schwulen Draufgänger, der Gaunt von Bernd Braun ist ein stolzierender Zausel mit Sonnenbrille und grauen Zöpfchen, Robert Höller ein Ballett tänzender Dauphin, Alois Reinhardt lässt den Rebellen Percy im Todeskampft ausgiebig röcheln, und Mareike Heim steht als Königin im dünnen weißen Kleid so steif herum wie als französische Prinzessin im geschmückten Gewand. Und wenn Breitfelder, nachdem er als Richard von Percy mit Klebeband verschnürt und abgefertigt wurde, als Falstaff wiederkehrt, hopst und hampelt er – nun im schwarzen Unterbrust-Korsett und einen Kassettenrekorder schlenkernd – geradso weiter. Shakespeare als Spätpubertierfutter.

Was immer Alice Buddeberg mit ihrer sich machtkritisch gebenden Inszenierung erzählen wollte, dieser eine Schauspieler durchkreuzt jeden Ansatz zu einem Handlungs- und Bilderbogen, dem die mit hellen Holzplatten eingefasste Bühnen-Ellipse von Sandra Rosenstiel einen leeren Spiel-Raum bereitstellt. Doch die Herausforderung, die großen Themen der elisabethanischen Stücke, Selbst- und Fremdbestimmung, Freund- und Feindschaft, so szenisch auszufalten, dass sie auch heutige Fragen und Konflikte formulieren, wird gar nicht erst angenommen. Wo es an Ausdruckskraft gericht, behilft sich die Regie mit der Requisiten: Um Bäuche von Krokodilstränen über den totz Gaunt vergießen zu können, setzt Richard sich Mineralwasserflaschen an die Augen; um seine Manneskraft zu demonstrieren, klemmt sich Falstaff eine schäumende Bierdose zwischen die Beine; und in der Schlacht von Azincourt streckt Heinrich V. die Franzosen mit einem Feuerlöcher zu Boden, indem er ihnen die Schwellköpfe aus Schaumstoff blutig sprüht. Hier geht von den Königsdramen kein Brandgefahr aus. Auf diesen „Träume“ überschriebenen ersten Teil soll im November der „Trümmer“ (ver)heißende zweite Teil des Zyklus folgen. Ob die poetisch selbstbewusste Neuübersetzung von Thomas Melle ihre zweite Chance erhält, bleibt die einzige Frage. Erst mal wird sie unter Wert verkauft. In Bonn muss sie dafür herhalten, sich mit Shakespeare zu blamieren, bis auf die Unterhosen. ANDREAS ROSSMANN



Auch der Frankfurter Cantate-Saal bleibt in den Goethe-Höfen erhalten.

Foto Archiv

